HCGES Haifa Center for German & European Studies

אוניברסיטת חיפה
University of Haifa
جامعة حيفا

Die Zukunft sichern

für die Geschichte und Kultur der Jekkes

Pressedokumentation

März 2021

Spiegel Online (10. März 2021)
Hamburger Abendblatt (4. März 2021)
Jüdische Allgemeine (3. März 2021)
Deutsche Welle (3. März 2021)
Die Welt (28. Februar 2021)
Tagesspiegel (21. Februar 2021)
Süddeutsche Zeitung (5. Februar 2021)
Aus dem Moses-Mendelssohn-Zentrum (Dezember 2020)
taz (27. Oktober 2020)

Internetlink zu einem Fernsehbeitrag:

Heute Journal (ZDF), 17. Februar 2021

Kontakt
Prof. Dr. Stefan Ihrig
sihcges@univ.haifa.ac

Jeckes-Museum in Israel

»Was wäre dieses Land heute ohne den Beitrag der deutschen Juden?«

Ein einmaliges Museum im Norden Israels erzählt vom Schicksal der »Jeckes« – deutscher Juden, die vor den Nazis flohen. Nun steht es vor dem Aus. Deutschland hilft. Aber nur ein bisschen.

Von **Christoph Gunkel**
10.03.2021, 15.17 Uhr

Ausstellungsraum des Museums des deutschsprachigen Judentums in Tefen: Gut eine Million Objekte umfasst das Museumsarchiv heute

Es ist neun Jahre her, da kam Andreas Meyer mit fünf Giftkapseln ins Museum. Ob sie die nicht ausstellen könne, fragte er die Leiterin Ruthi

Ofek. Das einmalige Museum im Norden Israels dokumentiert die Schicksale aus Deutschland eingewanderter Juden, »Jeckes« genannt.

ANZEIGE

Meyers Vater Otto, Fabrikbesitzer bei Bielefeld, war 1937 mit seiner Frau und den drei Kindern vor den Nazis geflohen. Für den Fall des Scheiterns hatte er für jedes Familienmitglied eine Kapsel mit Zyanid dabei – tödliche Blausäure. Nun, lange nach dem Tod seines Vaters, wusste Andreas Meyer nicht, was er mit den Kapseln machen sollte.

Ruthi Ofek leitet seit 30 Jahren das Jeckes-Museum in Tefen (2017)

Ruthi Ofek beschreibt den Vorfall als in doppelter Hinsicht typisch: »Er zeigt die große Angst, mit denen die Menschen hierherkamen«, und verdeutliche zudem »eine Unsicherheit« im Umgang mit dem Erbe der Eltern und Großeltern. Obwohl die zweite und dritte Generation der »Jeckes« längst tief im Land verwurzelt ist und die meisten kein Deutsch mehr sprechen, spüren sie, dass diese Nachlässe erhaltenswert sind. Nur: wohin damit? »Bevor ihr es in den Müll werft, gebt es lieber mir«, warb Ofek stets.

Eine wertvolle Totenmaske – im Schuhkarton

Das Jeckes-Museum, das sie mit aufbaute und seit 30 Jahren leitet, rettete wissenschaftlich und materiell wertvolle Artefakte. So brachte ihr eine ältere Dame in einem Schuhkarton die Totenmaske von Else Lasker-Schüler: Die deutsch-jüdische Dichterin war nach der Flucht aus Deutschland verarmt in ihrem verhassten Jerusalemer Exil gestorben. Ein älterer Mann übergab dem Museum einen Pokal des Sportvereins Bar Kochba Berlin von 1938 – Fußball durften Juden damals nur in einer rein jüdischen Liga spielen.

Gut eine Million Objekte umfasst das Museumsarchiv heute. Zahllose Briefe und Notizbücher zeugen von der Flucht und den schwierigen Anfängen in der neuen Heimat, ein spannender Fundus für Historiker, die zu Migration und Kulturtransfer forschen. Zwischen kunstvoll gestalteten Büchern mit alten Rezepten und Lebensweisheiten,

Urkunden und Kriegsorden finden sich auch bedeutende Nachlässe: die Originalkompositionen von Felix Mendelssohn Bartholdy etwa oder die Briefe von Gerda Luft, einer Freundin von Hannah Arendt. Andere Objekte sind sehr anschaulich, darunter ein Schrank, der sich auch als Reisekoffer in die Ferne schicken ließ.

Gut zu verschicken: Dieser Kofferschrank gehörte einer jüdischen Familie, die aus dem NS-Staat floh

Nun aber steht diese besondere Sammlung vor dem Aus. Schon in den kommenden Tagen werde alles in Kartons verpackt und zwischengelagert, sagt Ruthi Ofek, die »jede Ecke des Museums

kennt«. Wieder wird das Erbe der deutschen Juden auf Reise gehen – mit ungewissem Ausgang.

Die Lage ist verfahren: Das Museum steht im nordisraelischen Industriepark Tefen. Jahrzehntelang finanzierte es der Industrielle Stef Wertheimer, wie auch einen angrenzenden Skulpturenpark und ein Kunstmuseum. Doch der Mäzen, inzwischen 94 Jahre alt, hat sich aus allen Geschäften zurückgezogen, seine Familie die Förderung eingestellt und die Gebäude verkauft.

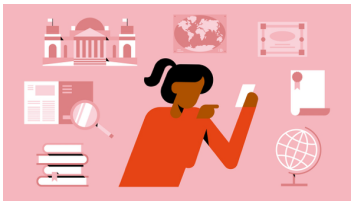
Mühselige Suche nach Geld

Die Hoffnung ruht seitdem auf der Universität Haifa, die dem Museum Räume im dortigen Hecht Museum bietet und das Archiv ans Haifa Center for German and European Studies (HCGES) angliedern will. Das ergebe »thematisch viel Sinn«, sagt Stefan Ihrig, HCGES-Leiter und Kopf der Initiative zur Rettung des Museums. Doch die Zeit dränge, bis Ende März müsse die langfristige Finanzierung stehen.

Es geht um vergleichsweise wenig Geld: 500.000 Euro konnte die Initiative durch private Spenden in Israel sammeln. Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) hat jährlich 50.000 Euro für eine Stelle im Archiv zugesagt; das Auswärtige Amt will einmalig 200.000 Euro für den Umzug bereitstellen. Auf zehn Jahre gerechnet fehlen noch 3,2 Millionen Euro.

Newsletter bestellen

Alle Newsletter (https://www.spiegel.de/newsletter)



Neues von gestern - der Newsletter von SPIEGEL GESCHICHTE

Wie Vergangenes die Gegenwart prägt, erfahren Sie hier. Jeden zweiten Donnerstag neu.

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per E-Mail. Mein Einverständnis hierzu kann ich jederzeit widerrufen.

Ihre E-Mail-Adresse

Kostenlos bestellen

Für einen deutschen Wissenschaftler fühle sich die schwierige

Finanzierung »etwas beschämend« an und sei »für die israelischen Kollegen schwer nachvollziehbar«, sagt Ihrig. Es gehe um einen zentralen Aspekt der deutsch-jüdischen Geschichte, und das in dem Jahr, in dem Deutschland aufwendig 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland feiert. Wie passt das zusammen?

Das Auswärtige Amt und Außenminister Heiko Maas sähen »das Jeckes-Museum als eine wichtige kulturelle Brücke zwischen Deutschland und Israel«, heißt es auf SPIEGEL-Anfrage. Die Mittel für den Umzug seien aber schon das »mit Abstand größte Projekt« des Auswärtigen Amtes »mit Bezug zum Jubiläumsjahr ›1700 Jahre jüdisches Leben‹«. Auf mehr will man sich nicht festlegen – und spielt den Ball zurück: Die Anschubfinanzierung biete der Uni Haifa doch »die Möglichkeit für weiteres Fundraising«.

Europäische Atmosphäre: Zum Jeckes-Museum gehörte auch der Nachbau einer typischen Wohnung der Deutschjuden

Ähnlich ausweichend antwortet der DAAD: Man hoffe auf die Rettung, beteilige sich aber bereits »im Rahmen seiner Zuständigkeit und Möglichkeiten« und unterstütze das Museumsarchiv, das »ein wirklicher Schatz« sei. Der Betrieb eines Museums gehöre jedoch nicht zum DAAD-Kernbereich, dem akademischen Austausch.

Deutsch-jüdische Pioniere in Palästina

Der israelische Historiker Gideon Greif hat ein Buch über die Lebenserinnerungen der Jeckes veröffentlicht und nennt die deutsche Haltung »kleinlich«. Das Erbe der deutschen Juden in Israel sei wenig bekannt – aber ziemlich wichtig.

»Da kamen Akademiker, Ärzte, Rechtsanwälte in ein damals noch primitives Land. Sie mussten plötzlich bei großer Hitze Felder bestellen«, sagt Greif. »Das war für sie extrem. Trotzdem waren die Jeckes bereit, schwer zu arbeiten, und haben Israel stark verändert. Was wäre dieses Land heute ohne den Beitrag der deutschen Juden? Es wäre nicht so weit, wie es ist: kulturell, westlich, extramodern.«

Historiker Gideon Greif mit seiner Mutter Beatrice, die 2020 im Alter von 94 verstarb. Sie war 1939 als Kind mit ihren Eltern nach Palästina geflohen

Greif, dessen Großeltern 1939 als Ärzte nach Palästina kamen, sieht überall Spuren. So war 1936 der erste Dirigent des Philharmonie-Orchesters in Tel Aviv ein Deutscher. Oder Teva, einer der weltweit größten Hersteller von Arzneimitteln: gegründet 1935 vom deutschen Pharmazeuten Günther Friedländer und seiner Tante Else Kober. »Jeder Bereich in Israel hat heute einen jeckischen Touch«, sagt Greif.

»Deutsch darfst du nur leise reden«

Anfangs hatten es die Flüchtlinge aus Deutschland sehr schwer. Sie waren vor den Nazis geflohen, sprachen aber die Sprache der Täter. »Lange hieß es: ›Deutsch darfst du nur leise reden‹«, erinnert sich Ruthi Ofek an ihre Kindheit als Tochter von Eltern aus Österreich. Vorbehalte gab es auch, weil die Jeckes zumeist aus Not statt aus Überzeugung nach Palästina zogen. Ein Witz ging damals so: »Kommst du aus Zionismus oder aus Deutschland?«

Schon der Begriff Jecke klang wenig

freundlich, es war eher ein Schimpfwort. Die Herkunft ist nicht eindeutig belegt: Jecke soll entweder für die Jacke stehen, die überkorrekte Deutsche selbst bei großer Hitze nicht ablegten. Oder sich von »jehudi kasche hawana« ableiten – ein Jude, der schwer von Begriff ist.

Entbehrungsreicher Neubeginn in Palästina: So sah das Badezimmer einer frühen Siedlerhütte aus [illegible]

Etwa 60.000 bis 70.000 Jeckes kamen zwischen 1933 und 1939 in der fünften Einwanderungswelle nach Palästina. Und konservierten ihre Liebe zur alten Heimat, obwohl viele in Deutschland Freunde und Verwandte verloren hatten. »Sie blieben oft deutscher als deutsch«, sagt Greif, »pünktlich, anständig, kultiviert.« Sie zitierten Goethe und Rilke, weil sie weiter mit der deutschen Kultur verbunden bleiben wollten, und lehnten das Hebräische oft innerlich ab. Die nachfolgende Generation empfand sich als besonders patriotisch und leitete aus den Biografien der Eltern ab, wie wichtig eine sichere Heimat war.

Einer der Jeckes-Pioniere war der Berliner Pädagoge Hans-Herbert Hammerstein. 1971 kam er als 70-Jähriger auf die Idee, ein »Museum Deutsches Judentum« zu gründen, wollte es aber bis zu seinem Tod 1996 nie »Jeckes-Museum« nennen – zu negativ erschien ihm noch der Begriff.

Mehr zum Thema

Enkel der Holocaustüberlebenden: "Was hat Auschwitz aus mir gemacht?" Von Christoph Gunkel

Holocaust-Überlebender David Guttmann: Der lange Weg in die Freiheit

Arolsen-Archiv zu NS-Opfern: "Hinter jedem Eintrag verbergen sich Schicksale" Von Felix Bohr

Im Alltag heute müsse niemand mehr nur leise Deutsch reden, sagt

Ruthi Ofek. Viele Museumsbesucher hätten die altmodische, aber »gemütliche europäische Atmosphäre« genossen – die gehäkelten Tischdecken und dunklen Holzmöbel, ausgestellt in einer rekonstruierten Wohnung. Im Museum feierten auch viele hochbetagte Jeckes ihren Geburtstag.

Die fünf Zyanid-Kapseln der Familie Meyer fanden hier allerdings keinen Platz. Ruthi Ofek lehnte damals ab und vermittelte zur Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem , wo sie heute zu sehen sind.

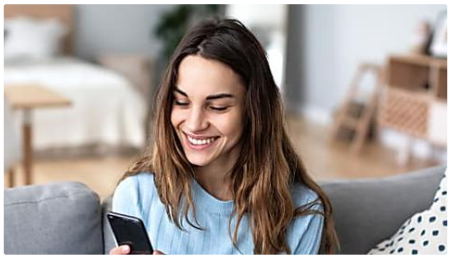
Diskutieren Sie mit

Feedback

ANZEIGE

kneefixproshop.com
שרוול הברך על בסיס בינה מלאכותית הסוחף את ארה"ב ומשמש את הספורטאים להקלה על כאבי הברכיים - זמין כעת.

ANZEIGE



Babbel
Lernen wir wirklich eine Sprache in nur 3 Wochen? Wir haben es selbst versucht

ANZEIGE

השוואת מחירי השתלת שיניים | מודעות...
כמה השתלת שיניים אמורה לעלות ב-2021 - גלו עכשיו

Aktuell in diesem Ressort

Wenn alte Menschen Auto fahren: Die Einsichtigen und die Eisernen

Eine 89-Jährige fährt einen Dreier-BMW – mitten hinein in mein Auto. Muss das sein?

Hamburgerin will Jekkes Museum in Israel retten

Dokumentation über deutschsprachige Juden vor dem Aus. Entscheidung im April

HAMBURG :: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – im ganzen Bundesgebiet wird 2021 an dieses Jubiläum erinnert. Auch die Hamburgerin Sonja Lahnstein-Kandel verfolgt die coronakonformen Feierlichkeiten in diesem Festjahr. Zugleich blickt sie aber als Vorstandsvorsitzende des Deutschen Fördervereins der Universität Haifa mit Sitz in Hamburg sorgenvoll in die Zukunft eines Museums in Israel.

Es geht um das Jekkes Museum, das Museum der deutschsprachigen Juden in Israel. „Es verfügt über einzige wirklich umfassende Dokumentation der Einwanderung aus Deutschland und dem deutschsprachigen Raum nach Israel", sagt Sonja Lahnstein-Kandel. Das Museum befindet sich im Industriepark Tefen in Nordisrael. Bislang wurde es von einem inzwischen 94 Jahre alten Industriellen finanziert. Seine Kinder, heißt es, hätten die Finanzierung eingestellt.

Weil der Museumskomplex nun geschlossen wird, stehen Museum und Archiv vor dem Aus. Inzwischen versucht die Universität Haifa gemeinsam mit dem Haifa Zentrum für Deutschland- und Europastudien die Jekkes und ihr Erbe für die Nachwelt zu retten. In der Fachwelt gilt die Universität Haifa als erstklassiger wissenschaftlicher Ort für Museum und Archiv. Wie Sonja Lahnstein-Kandel sagt, muss die Uni bis Anfang April eine Entscheidung treffen, ob sie das Museum schultern kann. „Es fehlen knapp zwei Millionen Euro für die nachhaltige Absicherung – im Vergleich ein kleiner Betrag."

Als Hanseatin mit Herz meint sie: „Auch Hamburg könnte beitragen." Die Hansestadt sei für viele Juden der Einschiffungshafen für Palästina gewesen, um der NS-Verfolgung zu entkommen. Und Haifa war der Ankunftshafen in eine rettende Welt. Leider, so fügt sie hinzu, hatte der Senat entschieden, keine weiteren Städtepartnerschaften einzugehen – und damit auch nicht zu Haifa.

Trotz der noch nicht ausreichend vorhandenen Unterstützung für den Umzug des Jekkes Museums an die Universität Haifa gibt die Vorstandsvorsitzende des Förderkreises nicht auf: „Unser bundesweiter Verein sitzt in Hamburg. Wir versuchen alles, auch den Umzug und das neue Leben des Jekkes Museums an der Universität Haifa zu ermöglichen." Mehr Informationen unter uni-haifa.de. *esh*

Anzeige

ISRAEL

Kann das "Jeckes Museum" in Israel gerettet werden?

Das Museum der deutschsprachigen Juden muss schließen. Die Universität Haifa würde Ausstellung und Archiv gerne retten. Doch dafür braucht es Geld.

Werbeplakat des israelischen Tourismus-Ministeriums der 1950er-Jahre

Hoch im Norden Israels liegt der kleine Ort Tefen. Von Tel Aviv oder gar Jerusalem war der Weg stets eine halbe Tagestour entfernt, den letzten Teil der Strecke musste sich das Auto eine schmale Bergstraße hochschlängeln. Und doch traten jedes Jahr viele hundert Besucher diesen Weg an - nicht nur aus Israel kamen sie, auch aus Deutschland war das Interesse am "Museum für deutschsprachige Juden in Israel", oder auch "Jeckes Museum", groß.

Sie schauten sich die Bücher des deutsch-jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, von Heinrich Heine und Franz Kafka an, betrachteten die Orden, die deutsche Juden im Ersten Weltkrieg als Auszeichnung erhalten hatten und betraten die Wellblechhütte, in der einst die Familie Schatzmann gelebt hatte.

Aus Berlin waren sie in den 1930er-Jahren nach Israel gekommen, fanden Zuflucht in der israelischen Küstenstadt Nahariya. Von der bürgerlichen Existenz in die Notunterkunft mit Nachttopf statt Toilette und nur einer winzigen Dusche. Auch die Hitze wird der Familie zu

Dieses "Illustrierte Koch-Notiz-Buch" nahmen deutsche Juden in den 1930er-Jahren mit nach Palästina

"Herzensangelegenheit", erzählt Ruthi Ofek.

schaffen gemacht haben, "eine Klimaanlage, wie wir das heute kennen, gab es natürlich nicht", sagt Ruthi Ofek.

Finanziert vom Industriellen Stef Wertheimer

Sie hat das Museum einst mit aufgebaut. Nach ersten Anfängen in den 1960er-Jahren in eben jenem Nahariya, wo sich besonders viele deutsche Juden angesiedelt hatten, zog das Museum 1991 unter der Leitung von Ruthi Ofek nach Tefen. Finanziert wurde es vom Industriellen Stef Wertheimer, der in Deutschland geboren wurde und als kleines Kind mit seinen Eltern vor den Nazis nach Israel floh. Lange Zeit galt er als der reichste Mann Israels. Der Industriepark mit mehreren Museen und jährlich bis zu 80.000 Besuchern, vor allem aber das "Jeckes Museum", waren ihm eine

Viele geflohene Juden aus Deutschland nahmen ihren gesamten Hausstand mit. Wie diese Küche im "Jeckes Museum" zeigt

Doch inzwischen ist er 94 Jahre alt und hat sich aus den Geschäften zurückgezogen. Seine Kinder wollen sich nun aufs rein Unternehmerische konzentrieren, so heißt es. Die Finanzierung haben sie eingestellt, die Gebäude verkauft. Und so stehen auf dem großen Parkplatz des Industrieparks Tefen, zu dem das Museum gehörte, schon die Umzugswagen. Bis Ende März soll alles eingepackt sein. Wertheimer identifizierte sich mit den Jeckes, wollte die Erinnerung an sie wach halten, auch wenn der Begriff ihm anfangs einen Schauer über den Rücken laufen ließ, erzählt Ruthi Ofek.

"Kommst du aus Zionismus oder kommst du aus Deutschland?"

"Ich nenne das Museum doch nicht nach einem Schimpfwort", habe er Ruthi Ofek geantwortet als sie "Jeckes Museum" vor rund 30 Jahren als Namen vorschlug. Woher der Begriff "Jecke" stammt, ist nach wie vor historisch nicht ganz geklärt. Vielleicht weil die deutschsprachigen Juden stets korrekt ein Jackett trugen - und das auch bei großer Hitze. Es könnte aber auch eine Abkürzung aus dem Hebräischen "jehudi kasche hawana" sein, was so viel heißt wie "ein Jude, der schwer von Begriff ist."

Eines ist klar: Der Begriff war lange Zeit nicht positiv besetzt. Man machte sich in Israel lustig über die "Jeckes", die so überkorrekt waren und auch ihre Schwierigkeiten mit der hebräischen Sprache hatten. "Alles, was in Deutschland ganz normal war, fand man hier seltsam", berichtet Ofek. Im Gegensatz zu vorigen jüdischen Einwanderern ins damalige Palästina, kamen die Jeckes nicht aus zionistischer Überzeugung. Sie flohen vor den Nazis. Eine Frage, die den Ankömmlingen häufig gestellt wurde, lautete: "Kommst du aus Zionismus oder kommst du aus Deutschland?" Das änderte sich mit der Zeit. Mittlerweile kann eine Israeli stolz sagen "Ich bin eben eine Jecke" wenn sie pünktlich zum Termin erscheint. Und so willigte Wertheimer schließlich ein, das Museum mit diesem Titel zu

Werbeplakate aus den 1930er bis 1950er Jahren

versehen.

Eine Million Dokumente verschwinden in Kisten

Rund eine Million Dokumente zählt das Archiv des "Jeckes Museums". Dazu kommen rund 500 größere Exponate wie Möbel, Statuen, wertvolle Objekte wie die Totenmaske von Else Lasker-Schüler, aber auch Stickereien und andere Handarbeiten, die die Jeckes fertigten. Es sind Gegenstände, die die Menschen aus ihrer Heimat auf der Flucht mitnehmen konnten und Dinge, die ihr neues Leben, in dem was erst noch Heimat werden sollte, ausmachten. Gegenstände, die nicht nur an jene erinnern, die rechtzeitig fliehen konnten, sondern auch an all die deutschsprachigen Juden, die von den Nazis ermordet wurden.

© Alfons Himmelreich: Photographer on the Roof

Was aber geschieht nun mit diesen kostbaren Erinnerungsstücken? "Es wird nichts weggeworfen", beruhigt Ruthi Ofek. Sowohl die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem als auch andere Museen in Israel hätten sich bereit erklärt, die Gegenstände in ihren Archiven zu sichern. "Aber sie wären weggesperrt, fern der Öffentlichkeit." Das ist es, was die ehemalige Museumsleiterin so beunruhigt. "Sie müssen verstehen, dieses Museum hat eine Community. Jedes Jahr haben wir ein Fest veranstaltet, zu dem Hunderte Jeckes-Familien kamen."

MEHR ALS KONSUM: WIE DEUTSCHE JUDEN REKLAME NACH ISRAEL BRACHTEN

Die Zukunft liegt in Palästina

Stefan Ihrig will dieses "lebendige Museum" retten. Er ist Professor für Geschichte und Direktor des Zentrums für deutsche und europäische Studien an der Universität Haifa. Ihrig will die Tefener Ausstellung ins Hecht-Museum der Universität integrieren. Und er will das Archiv nicht nur sichern, sondern ein Forschungszentrum aufbauen, bei dem Studenten neues über die Jeckes zu Tage fördern sollen.

Dokumente der Großeltern in der Tasche

© DW/Sarah Hofmann

Israelische Werbung für Waschmittel (1950er Jahre)

"Die erste Generation hat nicht kommuniziert", sagt Ihrig, "aber die zweite und vor allem die dritte Generation interessiert sich für ihre Geschichte. Sie kommen zu uns ans Zentrum, wollen Deutsch lernen und haben häufig Dokumente in der Tasche, zu denen sie forschen wollen." Es sei eine ganz andere deutsch-jüdische Geschichte, die hier erzählt werden könne, sagt Ihrig. Diese sei natürlich nicht losgelöst vom Holocaust, aber eben doch etwas anderes als die Geschichte der Vernichtung der europäischen Juden. Wie kaum eine andere Einwanderergruppe waren die Jeckes mit einer Art Schizophrenie konfrontiert: Deutsch war ihre Muttersprache, sie vermissten ihre einstige Heimat und zugleich war es zum Land und zur Sprache der Täter geworden. Trotz dieser Besonderheit aber glaubt Ihrig, könnten sie als eine Art "Showcase" dienen für aktuelle Themen wie Migration oder Kulturtransfer. "Die Jeckes haben die deutsche Kultur bewahrt und zugleich die neue israelische Identität angenommen. Sie haben Israel geprägt."

Es fehlen 3,4 Millionen Euro

Doch Ihrig läuft die Zeit davon. Wenn Ende März alle Kisten in Tefen gepackt sind, muss klar sein, ob das neue "Jeckes-Zentrum" in Haifa für einen Zeitraum von mindestens zehn Jahren überleben kann. Nur dann lohnt es sich ein Forschungszentrum von diesem Ausmaß überhaupt aufzubauen.

Geschirr und Häkel-Deckchen deutschsprachiger Juden, die vor der NS-Verfolgung nach Palästina flüchteten

Neben Spendern in Israel hat Ihrig sich vor allem auch an Deutschland gewandt. Denn er ist überzeugt: "Das Zentrum kann eine Brücke der deutsch-israelischen Beziehungen sein." Bei Außenminister Heiko Maas ist er damit auf offene Ohren gestoßen. Das Außenministerium hat bereits eine Summe von 200.000 Euro zugesichert - doch damit sind gerade einmal die Umzugskosten gedeckt. Auch der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) ist mit an Bord und will eine Archivarenstelle mit jährlich rund 50.000 Euro finanzieren. Die weitaus größte Summe von 3,4 Millionen Euro aber fehlt noch.

"In diesem Jahr werden 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland gefeiert", erinnert Ihrig. "Hier haben wir jüdisch-deutsches Leben und das soll weggesperrt werden? Das wäre ein Skandal!"

Jüdisches Leben – Vier Städte voll Kultur

JÜDISCHE ALLGEMEINE

10. MÄRZ 2021 – 26. ADAR 5781

Esther Gardei Foto: Luisa Krings

EINSPRUCH

Rettet das Jeckes-Museum!

Esther Gardei fordert Politiker in Deutschland auf, das kulturelle Erbe deutscher Juden in Israel zu sichern

04.03.2021 08:21 Uhr

Das Jeckes-Museum in Israel bewahrt Erinnerungen von Juden auf, die zur Zeit des Nationalsozialismus aus Deutschland nach Israel einwanderten. In Israel wird ihr Beitrag zur Geschichte und Kultur geschätzt.

Viele Jeckes haben ihre alte Heimat bis ins hohe Alter nicht vergessen. Sie hingen – trotz der traumatischen Erfahrung – an Deutschland. Israel Shiloni gründete das Jeckes-Museum. Schoa-Überlebende, Juden aus Deutschland, die sich wie er noch rechtzeitig retten konnten, übergaben

ihm ihre Erinnerungen.

WERT Sie sind von unschätzbarem Wert. Nicht, weil kostbare Gemälde von Hermann Struck oder Briefe von Freundinnen Hannah Arendts darunter sind, sondern weil sie Zeugnis ablegen für die, die nicht mehr über ihre Erfahrungen sprechen können. Auch Shiloni ist inzwischen gestorben.

> *Deutsche Juden in Israel legen ihre Erinnerungen in deutsche Hände. Das ist ein Zeichen großen Vertrauens und alles andere als selbstverständlich.*

Das Jeckes-Museum ist in finanzieller Not. Der Historiker Stefan Ihrig von der Universität Haifa will mit Unterstützung der Universitätsleitung die Sammlung retten, den Erinnerungen an der Universität Raum geben und sie mit Leben füllen. Nötig sind rund drei Millionen Euro, um die Sammlung langfristig und fachgerecht zu sichern. Ihrigs professionelles Team kann nicht verantworten, dass die Erinnerungen verfallen. Zu Recht!

HOFFNUNG Die Jeckes bewahrten in Israel einen Teil deutsch-jüdischer Geschichte auf, als die Nazis Juden ermordeten und ihre Kulturgüter zerstörten. Viele Jeckes verloren die Hoffnung nicht, dass es wieder jüdisches Leben in Deutschland geben würde. Ihre Nachfahren sind zuversichtlich, dass die Hilfen für das Museum aus Deutschland kommen.

Deutsche Juden in Israel legen ihre Erinnerungen in deutsche Hände. Das ist ein Zeichen großen Vertrauens und alles andere als selbstverständlich. Wenn dieses Vertrauen verspielt wird, wäre dies ein Grund zur Trauer im »1700 Jahre«-Festjahr und ein postumer Triumph nationalsozialistischer »prognostischer« Geschichtspolitik. Liebe deutsche Politiker, das darf nicht geschehen! Deutschland muss helfen!

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Versöhnung« der Universitäten Bonn, Haifa, Jerusalem und Tokio.

KULTUR „JECKES-MUSEUM“

Damit 1700 Jahre deutsches Judentum auch in Israel nicht vergessen werden

Stand: 15:49 Uhr | Lesedauer: 4 Minuten

Von **Alan Posener**

Die Ludwig-Tietz-Schule in Israel wurde bereits 1922 gegründet. An die Geschichte deutscher Einwanderung erinnert das Jeckes-Museum

Quelle: pa/akg-images

In Haifa gibt es ein „Museum des deutschsprachigen Judentums“, umgangssprachlich Jeckes-Museum genannt. Es erinnert an die jüdischen Auswanderer, die ein Stück Deutschland mit nach Palästina nahmen. Es ist vorerst gerettet. Braucht aber Unterstützung.

In Palästina erzählte man sich in den 1930er-Jahren folgenden Witz: „Kommst du aus Überzeugung oder aus Deutschland?“ Die „Jeckes“ oder „Jekkes“, wie man die deutschsprachigen Einwanderer nannte, waren Gegenstand vieler Witze – die sie selbst gern auf Deutsch erzählten. Denn diese Neupalästinenser pflegten in der neuen Heimat Sprache, Kultur und Sitten der alten.

Ihre Kinder freilich, aufgewachsen im Kampf um den jüdischen Staat, schockiert durch den Eichmann-Prozess, damit beschäftigt, beruflich voranzukommen und ihrerseits Familien zu gründen, wollten oft nichts von Deutschland wissen.

Wenn die Alten starben, landeten ihre geliebten deutschen Bücher in den wunderbaren Antiquariaten von Jerusalem und Tel Aviv, wo man noch heute seltene Erstausgaben entdecken kann, ihre schweren deutschen Möbel auf dem Trödel. Doch die Enkel – viele inzwischen mit deutschem Zweitpass – entdecken ihr Erbe wieder, interessieren sich für Deutschland und den Beitrag der deutschen Juden zum Aufbau Israels.

Denn es stimmt nicht, dass niemand freiwillig aus Deutschland nach Palästina gekommen wäre. Für die vielen deutschen Zionisten mag stellvertretend der Architekt und Stadtplaner Richard Kauffmann stehen, der nach seinem Kriegsdienst für Kaiser und Vaterland 1920 ins britische Mandatsgebiet einwanderte und das Gesicht des kommenden Staates prägte.

Kauffmann entwarf Genossenschaften und Kibbuzim, ganze Städte und Stadtviertel, wie die Weiße Stadt in Tel Aviv und Rehavia in Jerusalem. Dieser Tage erscheint Thomas Sparrs schönes Buch über Rehavia – dieses vornehmlich von Deutschen bewohnte „Grunewald im Orient“ – auf Englisch, was das neu erwachte Interesse der Enkelgeneration in Israel wie den USA am deutsch-jüdischen Erbe belegt.

Wo aber finden die jungen Israelis dieses Erbe dokumentiert? Im Jüdischen Museum Berlin (https://www.jmberlin.de/) leider nicht, das bis heute Israel eher wie eine Peinlichkeit behandelt, wie früher Deutschland für die Kinder der Jeckes eine Peinlichkeit war. In Israel selbst gibt es dank der Initiative eines einzelnen Mannes und der Großzügigkeit eines Mäzens immerhin ein „Museum des deutschsprachigen Judentums (https://irgun-jeckes.org/das-museum-des-deutsch-sprachigen-judentums-zentrum-des-kulturellen-erbes-der-jeckes/)“, umgangssprachlich Jeckes-Museum genannt.

Der Lehrer Hans Herbert Hammerstein, 1901 in Berlin geboren, floh vor den Nazis nach

Palästina, nannte sich fortan Yisrael Shiloni und sammelte im Familien- und Freundeskreis Material für das Archiv und Museum, das er 1968 in Eigeninitiative eröffnete.

In seinem Testament vermachte er sein Lebenswerk dem ebenfalls in Deutschland geborenen Industriellen und Philanthropen Stef Wertheimer, der als reichster Mann Israels gilt. Wertheimer gab dem Museum Räume im ersten der von ihm entwickelten ländlichen „Industrieparks“: Tefen, im westlichen Galiläa.

Im vergangenen Jahr allerdings beendeten die Kinder des inzwischen 94-jährigen Patriarchen Wertheimer die Förderung des Museums. Die Räume im Industriepark sind gekündigt. Auch dank deutscher Unterstützung – vom Auswärtigen Amt und vom Deutschen Akademischen Austauschdienst – dürfte die Zukunft des Jeckes-Museums aber gesichert sein.

Künftig wird es Teil des Museums der Universität Haifa – des Hecht-Museums – sein, getragen vom Haifa Zentrum für Deutschland- und Europastudien (HCGES) an der Universität und dem Verein der mitteleuropäischen Juden in Israel. Das Archiv wird digitalisiert und online gestellt, die Sammlung wissenschaftlich betreut.

Der Umzug ist eine gute Nachricht. Die Großstadt Haifa ist neben Tel Aviv und Jerusalem eines der Zentren deutsch-jüdischen Lebens in Palästina – später Israel – gewesen und für Touristen wie Israelis leichter erreichbar und attraktiver als Tefen. Die wissenschaftliche Betreuung wird dem Museum guttun.

Allerdings sind bisher weder die Umzugskosten noch die künftigen laufenden Ausgaben bisher voll gedeckt. Mehr deutsche Großzügigkeit ist gefordert. Es handelt sich nicht um viel Geld. Dem HCGES zufolge fehlen einmalig 630.000 Euro für Umzugs- und Umbaukosten und jährlich 260.000 Kosten für den laufenden Betrieb.

Zum Vergleich: Allein für die neue Dauerausstellung und das Kindermuseum im Jüdischen Museum Berlin hat der Bund 30 Millionen Euro springen lassen.

In einem Jahr, da wir 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland feiern, sollten wir auch die Tatsache würdigen, dass die jüdischen Auswanderer – ob als überzeugte Zionisten oder als Vertriebene – ein Stück Deutschland mitnahmen. Sie haben wesentlich zur Modernisierung Palästinas und zur Schaffung Israels beigetragen.

So wäre an eine Kooperation mit dem nationalen Jüdischen Museum in Berlin und anderen jüdischen Museen zu denken und eine Förderung aus den Mitteln der Bundesbeauftragten für Kultur mehr als angemessen. Vielleicht gelingt es so, den Jeckes auch in ihrer alten Heimat mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. Monika Grütters, übernehmen Sie!

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: http://epaper.welt.de

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: https://www.welt.de/227163757

VEB Belcanto

Der Musikwissenschaftler Eckart Kröplin blickt zurück auf das Operntheater in der DDR. Mehr Klassik als hier gab es nirgendwo – doch die Kunst war nicht frei

Von Frederik Hanssen

Kampf gegen den Drachen. *Wie lohnend ein erneuter Blick auf die Oper aus der DDR sein kann, bewies vor zwei Jahren das Nationaltheater Weimar mit Paul Dessaus „Lanzelot“. Der Komponist entwickelte mit Heiner Müller das Libretto.* Foto: Candy Welz

Seit 28 Jahren ist in den Berliner Opernhäusern kein Werk eines Komponisten aus der ehemaligen DDR mehr auf der großen Bühne gespielt worden. Ruth Berghaus inszenierte 1992 an der Staatsoper „Die Verurteilung des Lukullus“ von Paul Dessau, die Komische Oper zeigte, als Koproduktion mit den Schwetzinger Festspielen und der Deutschen Oper, in derselben Saison Siegfried Matthus' „Desdemona und ihre Schwestern“. Danach war Schluss. Die allermeisten Komponisten aus dem Ostteil des Landes gehören zu den Verlierern der Wiedervereinigung. Was doppelt bitter für sie ist, denn in dem untergegangenen sozialistischen Staat hatten sie sich ihre künstlerische Eigenständigkeit mühsam gegen den Widerstand der Obrigkeit erkämpfen müssen.

Eckhart Kröplin berichtet in seinem Buch „Operntheater in der DDR. Zwischen neuer Ästhetik und politischen Dogmen“ aus der Innensicht: Der gebürtiger Mecklenburger hat sich nach dem Studium der Musikwissenschaft in Leipzig als Kritiker, Dozent, Autor und schließlich als Chefdramaturg der 1985 wiedererstandenen Dresdner Semperoper über Jahrzehnte im ostdeutschen Theatermilieu bewegt. Und es ist ihm eine spürbare Herzensangelegenheit, die kulturellen Leistungen des kleineren deutschen Staates vor dem drohenden Vergessen zu bewahren.

Im Bereich der Oper hatte die DDR früh jenes Ziel erreicht, das sie für ihre Wirtschaft bis zuletzt vergeblich anstrebte: Weltniveau nämlich. Nirgendwo auf dem Globus war das Netz der Bühnen dichter als zwischen Greifswald und Zittau, an den Theatern gab es 50 eigene Musiktheaterensembles, die Zahl der Orchester lag sogar bei 88. Schon in den Fünfzigerjahren, berichtet Kröplin, besuchten bis zu vier Millionen Bürgerinnen und Bürger pro Spielzeit rund 6000 Opernvorstellungen, Operetten sogar noch mehr.

Im Bereich der Oper hatte die DDR früh Weltniveau erreicht

Mangels politischer Anerkennung wollte die DDR-Führung ihren Arbeiter- und Bauernstaat als Kulturnation präsentieren, als ein Land, in dem jedermann ungehinderten Zugang zu Bildung und Erbauung hatte. Die „Aufhebung der Kluft zwischen Kunst und Volk“ war erklärtes Ziel, die Eintrittspreise bewegten sich auf minimalem Niveau, es gab kostenlose Zubringerdienste zu den Stadttheatern auch aus entlegenen Dörfern. Organisiert wurde der Bühnenbesuch zumeist über die Kulturabteilungen der Volkseigenen Betriebe. Sie brachten die „Anrechte“, also die Abonnements, unters Volk, sorgten notfalls aber auch für den nötigen Gruppendruck.

Stilprägend, und zwar europaweit, waren vor allem die Opernregisseure aus der DDR, allen voran Walter Felsenstein, der Gründer der Komischen Oper und Erfinder des Regietheaters, sowie seine Schüler Götz Friedrich (der allerdings 1972 in den Westen ging), Joachim Herz und Harry Kupfer. In der ästhetischen Tradition von Brechts epischem Theater provozierte und faszinierte die gleichermaßen im Sprech- wie im Musiktheater aktive Regisseurin Ruth Berghaus mit ihren verrätselten, symbolistischen Inszenierungen.

Gerne ließ der Staat seine Stars auch im kapitalistischen Ausland arbeiten – weil sie von dort dringend benötigte Devisen mitbrachten. Das Gewandhausorchester und die Dresdner Staatskapelle waren international unterwegs, ebenso Dirigenten wie Kurt Masur oder Kurt Sanderling und natürlich die Opernsolisten Peter Schreier, Ludmila Dvorakova, Theo Adam oder auch Anna Tomowa-Sintow.

Schwerer als die ausführenden Interpreten hatten es im DDR-Staat die Schöpfer neuer Musik. Auferstanden aus den Ruinen der NS-Kulturzensur und der Zukunft zugewandt wagten viele Komponisten in der sowjetisch besetzten Zone Neues – doch schon ab 1948 wurde begonnen, mit dem Totschlagargument des „Formalismus“ die Ästhetik des sozialistischen Realismus durchzusetzen. Im Opernbereich wurden Pauls Dessaus „Lukullus“ und Hanns Eislers „Faustus“ als Beispiele volksferner, dekadenter Avantgarde gebrandmarkt. Bis weit in die sechziger Jahre wurde von staatlicher Seite die Forderung nach einer „neuen Nationaloper“ aufrechterhalten, in der sich die Identität des DDR-Staates manifestieren sollte.

Doch trotz vielfältiger Versuche entstand kein neuer „Freischütz“. Was von systemkonformen Komponisten uraufgeführt wurde, beschreibt Kröplin als „gut gemeinte Werke, die von einer aufrechten politischen Gesinnung lebten, aber künstlerisch nicht von herausregender Bedeutung waren“. Parallel dazu aber entwickelte sich eine „alternative Avantgarde, die sich aus politischer Bevormundung emanzipierte“, wie es der langjährige Konzerthaus-Intendant Frank Schneider formulierte. Die allerdings nur in einer Nische neben der offiziellen Staatskunst existieren konnte.

Mit dem Bau der Mauer 1961 fügte sich die Staatsführung auf dem Gebiet der Kultur einen massiven Schaden zu, vor allem in der Hauptstadt der DDR, weil viele Künstlerinnen und Künstler, die im Westen wohnten, aber im Osten arbeiteten, vom einen auf den anderen Tag fehlten. Was zu einem Aderlass in der Provinz führte, weil die besten Kräfte republikweit nach Berlin beordert wurden. Doch auch in den folgenden Jahren standen für die vielen Kulturinstitutionen oft gar nicht genug eigene, in den nationalen Hochschulen ausgebildete Kräfte zur Verfügung, so dass die DDR auf künstlerische Gastarbeiter aus dem sozialistischen Ausland angewiesen war.

Mit dem Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker 1971 scheint zunächst eine Lockerung der staatlichen Bevormundung einherzugehen, ebenso wie ein entspannterer Umgang mit indizierten Werken des bürgerlichen Kulturerbes wie Wagners „Parsifal“. Doch schon bald kommt es zum „Rückfall in Richtung Dogmatismus“. Die Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976 markiert den Moment, in dem sich auch jene, die an die Ideale des Sozialismus glauben, vom Regime abwenden. Mit der Folge, dass sich die Kunst zunehmend ins Ästhetische zurückzog.

Nach der Wende leerten sich Theater im Osten schnell

Was allerdings nicht ausschloss, dass es in den Inszenierungen Anspielungen auf die real existierenden Verhältnisse gab, in den Texten wie auch auf der optischen Ebene. Das Publikum ließ sich gerne zum Lesen zwischen den Zeilen anregen, entwickelte Spaß daran, die Zweideutigkeiten zu dechiffrieren. Denn gerade die letzten Jahre der DDR wurden als „bleierne Zeit“ wahrgenommen, weil sich die Honecker-Regierung angesichts von Öffnungstendenzen in Polen (mit der Solidarnosc-Bewegung) oder in der Sowjetunion (mit Michail Gorbatschows Glasnost-Politik) immer mehr in ihrem Dogmatismus verpanzerte, dem eigenen Volk misstraute.

Nach dem Zusammenbruch des Systems aber fehlte den Künstlerinnen und Künstlern dann wiederum die gewohnte Reibungsfläche. Der Gegner war erledigt, es übernahm der Kapitalismus, mit dem Effekt, dass sich die Theater leerten, weil neue Freizeitvergnügungen lockten. Mit Udo Zimmermann und Siegfried Matthus gelang es jedoch zwei Komponisten, auch in der Bundesrepublik ihre Karrieren weiterzuführen, dem einen als Intendant in Leipzig und an der Deutschen Oper Berlin, dem anderen als Gründer und Leiter der Kammeroper Schloss Rheinsberg. Der Wende zum Opfer fiel hingegen Gerhard Rosenfelds Musiktheaterprojekt „Friedrich und Montezuma“, das die Staatsoper zwar bei dem Komponisten bestellt hatte, 1990 aber nicht mehr herausbringen wollte. Georg Katzer konnte aber die Uraufführung seiner „Antigone“ noch 1991 an der Komischen Oper erleben.

Wie lohnend ein erneuter Blick auf Oper aus der DDR sein kann, bewies vor zwei Jahren das Nationaltheater Weimar mit Paul Dessaus „Lanzelot“. Inspiriert von einem modernen Märchenspiel des sowjetischen Autors Jewgeni Schwarz entwickelte der Komponist zusammen mit Heiner Müller ein Libretto, das den Titelhelden als Verteidiger der Menschlichkeit zeigt, während der Drache, gegen den er kämpft, ein totalitäres Regime symbolisiert. „Im Prozess der Entwicklung des Theaters vom Laboratorium zum Instrument sozialer Fantasie kommt der Oper eine führende Rolle zu“, schrieb Müller damals. Die Uraufführung hatte 1969 übrigens an der Berliner Lindenoper stattgefunden.

— Eckart Kröplin: Operntheater in der DDR. Henschel Verlag, Leipzig 2020, 359 Seiten, 28 Euro.

Zwischen zwei Welten

Deutsche Kultur in Israel: Das Jeckes Museum, einmalig in seiner Art, steht vor dem Aus

Das einzige Museum, das an die Geschichte deutschsprachiger Einwanderer in Israel erinnert, wird gerade in hunderte Umzugskisten verpackt. Fast eine Million Dokumente wurden hier aufbewahrt. Wer an diesen Kisten vorbeiläuft, der wird die schwere Geschichte des ersten Umzugs ihrer ehemaligen Besitzer nur erahnen: In den Kartons befinden sich persönlichen Gegenstände und Tausende Briefe und Fotos, die sie nach Palästina mitbrachten, als sie vor den Nationalsozialisten flohen. Das Wenigste konnten sie mitnehmen. Das, was sie auswählten, waren ihre Erinnerungen an Deutschland, an die alte Heimat, an der viele festhielten, selbst als die Nationalsozialisten sie als Juden verfolgten und zu „Fremden“ erklärt hatten.

Ihre Erinnerungen haben unschätzbaren, symbolischen Wert. Sie manifestieren sich vor allem in Fotos, die das Jeckes Museum aufbewahrt, zum Beispiel zeigen sie sich in Bildern, die jüdische Soldaten zur Zeit des Ersten Weltkrieges machten. Sie werden sichtbar an handgeschriebenen Rezepten für die Weihnachtszeit oder in der Anleitung zum Bleigießen für den Silvesterabend, christliche Feste zwar, die aber die jüdischen Familien in Deutschland auch feierten, weil sie Teil der Kultur waren. Selbst wer nichts mitnehmen konnte, der brachte doch etwas mit – auch daran erinnert das Museum.

Persönliche Gegenstände und Tausende Briefe und Fotos

„Viele Jeckes konnten bis ins hohe Alter noch Rilke, Goethe und Schiller auswendig“, sagt Ruthi Ofek, die das Museum 30 Jahre lang geleitet hat. Mit den Jeckes kam das humanistische Bildungsideal nach Israel. Auch Bücher bewahrt das Museum auf. 80000 Besucher kamen jährlich, um sie zu lesen, sich an ihre alten Besitzer zu erinnern.

Das Museum wurde 1968 von Hans-Herbert Hammerstein gegründet, einem ehemaligen Berliner. Er wollte für unsere jetzige Zeit vorsorgen, in der die Besitzer und Zeitzeugen der Erinnerungen gestorben sind. Nur sehr wenige leben noch, die über die eigenen Erfahrungen berichten können. Ihre Erinnerungen und deren Orte werden wichtiger, weil Heutige kaum noch etwas damit verbinden und vergessen, dass die Geschichte etwas mit ihnen zu tun hat.

Im vergangenen Jahr hatte die Familie Wertheimer, die das Museum bislang unterstützt hatte, erklärt, man wolle sich nur noch um Geschäftliches kümmern. „Ich fragte mich: Was soll nur aus den vielen kostbaren Dingen werden?“, sagt Ruthi Ofek. Die Sammlung des Museums ist einerseits wertvoll, weil die Erinnerungen einen symbolischen Wert haben und die deutsch-jüdische Geschichte in Deutschland und Israel dokumentieren. Aber in den Kartons werden jetzt nicht nur Rosenthal-Porzellanvasen oder Häkeldeckchen verpackt, die vielleicht jeder Enkel noch heute bei seiner Großmutter in Deutschland findet und die zeigen können, wie ähnlich sich die jüdische Uroma und die nicht-jüdische Großmutter aus Deutschland waren.

In die Umzugskisten kommen jetzt auch einmalige Dokumente wie Briefe von Gerda Luft, einer unbekannteren Freundin von Hannah Arendt, seltene Quellen, die Wissenschaftlern neue Perspektiven bieten könnten. Es befinden sich in der Sammlung kostbare Bilder, Gemälde und Radierungen. „Diese Werke müssen gerettet und langfristig bewahrt werden“, sagt Ruthi Ofek.

Die Objekte zeigen die Schwierigkeiten nach der Einwanderung und helfen die Identitätskonflikte zu verstehen, die mit den Problemen anderer Migranten zwischen Neuanfang und Abschied vergleichbar sind. Aber die Lage der Jeckes war trotzdem ganz besonders.

In Palästina begegnete man den deutschen Einwanderern mit Vorurteilen, unter anderem deshalb, weil sie Deutsch als die Sprache der NS-Täter mitbrachten. „Allein der Begriff Jecke bezeugt diese Konflikte: Osteuropäische Juden hatten ihn schon vor der NS-Zeit eingeführt und übernahmen ihn in Palästina, um die deutschen Juden als überheblich und arrogant zu beleidigen“, sagt Ofek.

Der Spitzname Jecke kam ursprünglich wohl daher, dass sie keine Kaftane, sondern Jacketts trugen und sich – so sagt man – weigerten, diese sogar bei größter Hitze abzulegen. Inzwischen ist der Begriff positiv konnotiert. Er steht für ihre geschätzten preußischen Tugenden wie Höflichkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, und der Beitrag der Jeckes zur Gesellschaft und Geschichte Israels, zur israelischen Kultur und Medienlandschaft wird allgemein gewürdigt. „Leider kennt oder schätzt man ihre Geschichte in Deutschland zu wenig“, sagt Stefan Ihrig, Historiker und Leiter des Center for European Studies an der Uni Haifa.

Ihrig hat sich der Sammlung angenommen und dafür gesorgt, dass Museum und Archiv umziehen können. Die Erinnerungen der Jeckes sollen in das Hecht Museum der Universität Haifa integriert werden und mit akademischen Leben gefüllt werden. Trotzdem könnte das Vorhaben in letzter Minute scheitern. Die Universität kann die Sammlung nur übernehmen und zu neuem Leben bringen, wenn die Finanzierung für zehn Jahre gesichert ist. Die finanziellen Hilfen dafür sollten aus Deutschland kommen, findet offenbar auch Außenminister Heiko Maas, der sich für das Projekt einsetzt.

Wertvolle Erinnerungen. *Eine Innenansicht des Jeckes Museum.* Foto: Esther Gardei

Die einmaligen Umzugskosten wird das Auswärtige Amt zwar übernehmen und die Stelle eines Archivars wird der DAAD finanzieren. Außerdem sind in Israel Spendengelder gesammelt worden. „Aber die derzeitigen Gelder genügen noch nicht“, sagt Ihrig. Dabei geht es gar nicht um exorbitante Summen. 250000 Euro werden pro Jahr nach aktuellem Stand benötigt, um das Museum langfristig zu bewahren. Esther Gardei

ANZEIGE

Alles wieder einpacken

Das „Jeckes Museum“ in Israel dokumentiert das Leben deutscher Zuwanderer und ihre Rolle beim Aufbau des Landes. Jetzt droht ihm das Aus. Es fehlen 3,5 Millionen Euro

VON PETER MÜNCH

Heiß muss es hier drin gewesen sein und eng sowieso: 25 Quadratmeter höchstens misst die Wellblechhütte, die für viele Familien die erste Bleibe war in der neuen Heimat. Was sie gerettet haben aus dem alten Leben, das hat die Hütte wohnlich gemacht: ein bisschen Geschirr, ein paar Bücher oder das Tuch an der Küchenwand, bestickt mit einem heute etwas unzeitgemäßen Reim: „Eine gute Hausfrau kocht mit Fleiss, des Ehegatten Lieblingsspeis.“

Deutsche Gemütlichkeit in Erez Israel, dem Verheißenen Land, das in den Dreißigerjahren zum Zufluchts- und Rettungsort wurde für rund 80 000 von den Nazis vertriebene Juden. Einst stand diese Hütte auf sandigem Boden in Naharija, hoch oben im Norden Israels, „Weizmann Straße 2“ steht über der Eingangstür. Heute gehört sie zur Ausstellung des „Museums der Deutschsprachigen Juden“, das der Einfachheit und Klarheit halber schlicht „Jeckes Museum“ genannt wird.

Das Museum erzählt die Geschichte und all die kleinen Geschichten über die Jeckes, die deutschen Juden in Israel. Gegründet wurde es 1968 in Naharija, seit 30 Jahren steht es als Teil eines jährlich von 80 000 Menschen besuchten Museumskomplexes in Tefen, Obergalliläa – und seit 30 Jahren ist auch Ruthi Ofek dabei als Direktorin und Kuratorin. Zu jedem Exponat hat sie eine Anekdote parat, jedes Teil behandelt sie mit Ehrfurcht. Doch nun hat sie nur noch eine Aufgabe im Jeckes Museum zu erledigen: Sie muss einpacken.

Es sind Überbleibsel aus Zigtausenden zerrissenen Leben

„Für mich ist das sehr schwierig“, sagt Ruthi Ofek in jenem melodischen Deutsch, das ihre Salzburger Kindheit verrät. Seit dem Sommer schon hat das Jeckes Museum geschlossen. Erst wegen Corona, doch dann wurde klar, dass es auch nach Corona in Tefen nicht mehr öffnen wird. Die Familie des 1926 im badischen Kippenheim geborenen Industriellen Stef Wertheimer, der das Museum drei Jahrzehnte lang finanzierte, will sich künftig nur noch aufs Geschäftliche konzentrieren. Die hinter dem Museum stehende „Vereinigung der Israelis mitteleuropäischer Herkunft“ kann die Trägerschaft ohne das Geld der Wertheimers allein nicht stemmen.

Dem Museum also und allem, was dazugehört, droht das Aus – wenn nicht doch noch die Rettungspläne greifen, die an der Uni Haifa schon weit vorangetrieben worden sind von Stefan Ihrig. Er ist dort Professor für Geschichte und Direktor des Zentrums für deutsche und europäische Studien. „Die Verbindung der Jeckes zu uns ist organisch“, sagt er. An der Uni könnte das Museum unterkommen und auch das umfangreiche Jeckes-Archiv mit mehr als einer Million Dokumenten, all den Fotos, Briefen und Zeugnissen. Doch noch fehlt es an Geld.

Was verloren ginge, wenn sich kein neuer Platz findet für das Museum, das lässt sich bei einem letzten Rundgang mit Ruthi Ofek erfassen. Sie hat für diesen Rundgang noch einmal alle Lichter eingeschaltet, und was auf der 400 Quadratmeter großen Ausstellungsfläche nun zu sehen ist, ist weit mehr als das, was die deutschen Juden in den Dreißigerjahren in die neue Heimat hinübergerettet haben. Es steht auch stellvertretend dafür, was sechs Millionen Opfer des Holocaust verloren haben.

In den Bücherregalen des Museums finden sich Heinrich Heine und Moses Mendelssohn, Franz Kafka und Max Brod. Ein eigener Raum zeigt Gemälde und Radierungen von Hermann Struck, geboren 1876 in Berlin, gestorben 1944 in Haifa. Theodor Herzl hat er porträtiert, Sigmund Freud und Albert Einstein. Und dann zeigt Ruthi Ofek die Glasvitrine, in der Orden zu sehen sind, die deutsche Juden im Ersten Weltkrieg bekamen. Briefe von der Front liegen daneben.

Es sind Überbleibsel aus Zigtausenden zerrissenen Leben, Zeugnisse von gespaltener Identität. „Die Jeckes waren alle sehr stolz auf ihr deutsches Kulturerbe, die konnten immer Goethe auswendig zitieren“, sagt Ruthi Ofek. Doch in Israel wollte niemand mehr Goethe hören, nicht in der Nazizeit, nicht nach dem Holocaust. „Mir hat man als Kind gesagt: Deutsch spricht man hier nur leise“, erzählt Ruthi Ofek.

So waren die Jeckes am Anfang vielen jener Juden suspekt, die schon früher ins damalige britische Mandatsgebiet Palästina eingewandert waren. Denn nicht allein die Überzeugung von dem von Theodor Herzl formulierten „Judenstaat“-Projekt, sondern Not und Verfolgung hatten sie in den Orient verschlagen. „Kommst du aus Zionismus oder kommst du aus Deutschland“, das war die Frage, die den Geflüchteten gestellt wurde.

Obendrein stellten sich die vielen Juristen und sonstigen Gelehrten nicht immer sonderlich geschickt an, wenn sie den trockenen Boden der neuen Heimat mit ihrer Hände Arbeit zum Blühen bringen sollten. Der Name „Jeckes“, so lautet eine Lesart, könnte spotthaft davon abgeleitet sein, dass die Herren Doktoren selbst bei größter Hitze auch bei der Feldarbeit sich nicht ihres Jacketts entledigen wollten. Etymologisch ausgefeilter, aber noch unvorteilhafter ist die Ableitung des Namens aus dem Hebräischen „jehudi kasche hawana“, was übersetzt so viel heißt wie „ein Jude, der schwer von Begriff ist“.

Ruthi Ofer tendiert zur Jackentheorie. „Aber das andere ist auch möglich“, sagt sie. Klar ist nur: „Jeckes war früher ein richtiges Schimpfwort.“ Heute jedoch sei daraus „ein Kompliment“ geworden – und einen Anteil an dieser Wandlung habe auch das Museum in Tefen gehabt. Schließlich werde hier gezeigt, welch bedeutsamen Anteil die Jeckes am Aufbau Israels hatten. Auf großen Schautafeln ist das erklärt – um die Kultur geht es da, die Wirtschaft, das Gesundheits-, Bildungs- und das Justizsystem. Die Jeckes haben Kibbuzim gegründet und die Bauhaus-Architektur nach Tel Aviv gebracht. „Überall waren sie prägend mit dabei“, sagt Ruthi Ofek, „nur nicht so sehr in der Politik. Dafür waren sie wohl zu ehrlich und zu gradlinig.“

Was verloren ginge: ein Ausstellungsraum im „Jeckes Museum“ (oben). Seit 30 Jahren ist Ruthi Ofek die Direktorin des Museums. FOTOS: JECKES MUSEUM ISRAEL, PETER MÜNCH

Der deutsche Außenminister will sich an der Rettung des Museums beteiligen

Die Erinnerung daran gilt es nun zu bewahren, gerade jetzt, wo die Letzten aus der Einwanderergeneration sterben. Ruthi Ofek in Tefen betont das, und auch Stefan Ihrig in Haifa. „Die Jeckes können auch heute noch eine Brücke sein, ein Mittler zwischen Deutschland und Israel“, meint der Historiker.

In Ihrigs Konzept werden die Tefener Ausstellungstücke eine neue Heimstatt finden im Hecht-Museum auf dem Gelände der Haifaer Universität. Dazu soll ein Forschungszentrum aufgebaut werden, das die Dokumente des Archivs wissenschaftlich aufarbeitet und offen ist für neue Nachlässe. Das Schicksal der deutschsprachigen Juden in Israel soll dabei als „Showcase“ aufgearbeitet werden für heute noch aktuelle Themen wie Migration oder Kulturtransfer.

„Ein Riesenpaket“ nennt Ihrig das – und jenseits des vorliegenden Konzepts muss nun noch die Finanzierung gesichert werden. Hilfe dafür kommt aus Deutschland. Der Außenminister persönlich setzt sich für das Projekt ein. „Die Jeckes in Israel sind für mich Geschichte und Zukunft zugleich“, sagt Heiko Maas auf Anfrage der SZ. Auch er sieht sie als „kulturelle Brücke“ zwischen Deutschland und Israel – und will deshalb dabei helfen, das Museum zu retten. Die Umzugskosten von Tefen nach Haifa, so kündigt Maas an, werde das Auswärtige Amt übernehmen. „Wir hoffen, dass sich noch weitere Unterstützer finden“, erklärt er.

Auch andere haben schon Geld gegeben – die Stiftung des Hecht-Museums zum Beispiel und ein paar „Jeckes-Familien“. Doch insgesamt, so rechnet Ihrig vor, werden für die nächsten Jahre 3,5 Millionen Euro gebraucht – für den Umzug, für die Umbauten sowie für Personal und laufende Ausgaben. „Wir wollen ja gar nicht mehr, als eine kleine Landstraßenbrücke kosten würde“, sagt Ihrig. Noch aber ist die Finanzierung nicht gesichert.

Sicher ist nur, dass Ruthi Ofek sich ans Einpacken machen muss. „Sie sind jetzt der letzte Besucher hier gewesen“, sagt sie, als sie nach dem Rundgang die Lichter löscht im Jeckes-Museum: „ Aber es kann doch nicht sein, dass das alles irgendwo in einen Safe eingesperrt wird, und niemand kann das mehr sehen.“

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
A111067840
svra014

Rettet das deutsch-jüdische Kulturerbe in Israel!

Nach der Schließung des Jeckes Museum in Tefen wird nach einem neuen Ort und Fördermitteln gesucht

Das Museum des deutschsprachigen Judentums – Zentrum des kulturellen Erbes der Jeckes in Tefen, kurz Jeckes Museum genannt, war in Israel die letzte Bastion der Erinnerung an die Geschichte des deutschen Judentums und das Kulturerbe deutscher Jüdinnen und Juden, die in den 1930er Jahren im Rahmen der Fünften Alija nach Palästina emigrierten. Seine Ursprünge gehen zurück auf den Pädagogen Israel Shiloni (1901–1996), geboren als Hans Herbert Hammerstein in Berlin, der 1971 in seinem Wohnort Naharija das Museum Deutsches Judentum eröffnet hatte. Untergebracht war es in zwei Räumen der Stadtverwaltung von Naharija, bis die Sammlung 1991 von dem aus Freiburg gebürtigen Unternehmer und Philanthrop Stef (Stefan) Wertheimer (Jg. 1926) übernommen wurde und im Jahr darauf in den von ihm in den 1980er Jahren gegründeten Industriepark Tefen in West-Galiläa verlegt wurde. Nach einer Überarbeitung und kontinuierlichen Erweiterung der Sammlung, an der Shiloni bis zu seinem Tod mit der neuen Kuratorin Ruthi Ofek arbeitete, gefolgt von einem Kooperationsvertrag zwischen der Wertheimer Familie und der Vereinigung der Israelis mitteleuropäischer Herkunft (IOME), wurde das Museum, das auch ein Archiv und eine Bibliothek umfasst, 2005 auf einer Ausstellungsfläche von 400 m² über zwei Etagen neu eingeweiht. Es beherbergt historische Dokumente und Objekte aus den Nachlässen deutsch-jüdischer Emigranten, wie Zertifikate, Pässe, Briefe, Fotografien und Gebrauchsgegenstände der Alltagskultur. Ein separater Ausstellungsraum widmete sich dem aus Berlin gebürtigen Maler und Radierer Hermann Struck (1876–1944) und seiner künstlerischen Schaffenszeit in Haifa. Seit 2010 gehörte auch eine originale Siedlerhütte aus der Gründerzeit von Naharija, wie sie vielen Emigranten als erste Unterkunft diente, zu den Ausstellungsräumen des Museums, in der das mitgebrachte Mobiliar mit deutschen Klassikern im Bücherregal, das Porzellan-Service, die Singer-Nähmaschine und Spitzengardinen vor den kleinen Fenstern die Kargheit der Hütte kontrastierten und damit die Dramatik der Vertreibung und den Prozess des Neubeginns dem Besucher anschaulich vor Augen führen. Im Juni 2020 wurde das Jeckes-Museum nun geschlossen, da die Kinder von Stef Wertheimer den Fortbestand nicht weiter unterstützen respektive finanzieren wollen. Dem IOME als Trägerverein des Museums stehen keine Mittel zur Verfügung, um die Einrichtung weiter zu betreiben.

Die durch den Generationenwechsel hervorgerufene Schließung des Museums offenbart ein Dilemma der Erinnerungskultur an das deutsch-jüdische Erbe in Israel – bei dem auch die Bundesrepublik nicht wegschauen darf. Denn in den tausenden Dokumenten und Artefakten, die über Jahrzehnte als Spenden Eingang in das Museum gefunden haben, widerspiegelt sich eine sozioökonomische und kulturhistorische Lebenswelt von deutschsprachigen jüdischen Emigranten, die als Professoren, Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte und Architekten, aber auch als »umgeschichtete« Landwirte aktiv am Aufbau des Staates Israel beteiligt waren. Erste Impulse zur Aufarbeitung der durchaus komplex zu nennenden Geschichte der Jeckes in Israel, mit den häufig kolportierten spöttischen Anmaßungen »Kommst Du aus Zionismus oder aus Deutschland?«, gingen von deutschen Emigranten selbst aus. So veröffentlichte die aus Königsberg gebürtige Gerda Luft mit Heimkehr ins Unbekannte (1977) eine erste Studie zur Einwanderung von Juden aus Deutschland nach Palästina, zu der Willy Brandt im Vorwort schrieb, dass der Bericht »auf ganz eindrückliche Weise deutlich [macht], wie eng unsere Bindungen und Verbindungen zum jüdischen Staat« sind. Fünf Jahre später würdigte der in Breslau aufgewachsene Shlomo Erel in der Publikation

Foto: Jeckes Museum Tefen

Ausstellungsraum des Jeckes Museum Tefen.

Neue Wurzeln. 50 Jahre Immigration deutschsprachiger Juden in Israel (1983) die Bedeutung dieser Einwanderungswelle. Das Buch erschien zuerst in Deutschland aus Anlass des Beginns der NS-Terrorherrschaft fünfzig Jahre zuvor, auf Hebräisch zwei Jahre später unter dem Titel HaYekkim (1985).

An der Schwelle zum 21. Jahrhundert, zu einer Zeit, als die letzten Jeckes ihren Lebensabend in den Kibbuzim, den landwirtschaftlichen Siedlungen und in den Elternheimen des IOME verbrachten, begann ein vermehrtes Interesse an ihren Lebenswegen, die in vielfältigen Publikationen ihren Widerhall fanden. Im Vorwort zu Die Jeckes. Deutsche Juden aus Israel erzählen (2000) hieß es: »Für die Herausgeber ist es ein großes Anliegen, den Jeckes mit diesem Buch ein bleibendes Denkmal zu setzen und dazu beizutragen, daß ihre Lebensgeschichten auch für die nachfolgenden Generationen nicht verloren gehen.« Heute, zwei Dekaden, später muss dieses Anliegen mit aller Vehemenz erneut artikuliert werden und die endgültige Schließung des Jeckes Museums unbedingt verhindert werden.

Ein großes Glück sei, so die Kuratorin Ruthi Ofek in einem Interview mit ZEIT-Online (»Die letzten Erinnerungen an Deutschland«, 3.9.2020), dass das Museum gemeinnützig ist und die Sammlung nach israelischem Recht nicht veräußert werden darf, sondern an Museen oder öffentliche Einrichtungen übergeben werden muss. Das Haus der Ghettokämpfer im Kibbuz Lochamej HaGeta'ot an der Küste zwischen Akko und Naharija, und das Hecht Museum an der Universität Haifa, hatten sich bislang bereit erklärt, die Sammlung zu übernehmen, können aber den laufenden Museums- und Archivbetrieb finanziell nicht gewährleisten. Auf Initiative des Haifa Center for German and European Studies (HCGES) um seinen Direktor Stefan Ihrig wird derzeit unter dem Slogan »Securing a Future – for the heritage of the Yekkes« für die Integration des Jeckes Museums und Archivs in die Infrastruktur der Universität Haifa unter dem Dach des Hecht Museums auf dem Universitätsgelände geworben. Das HCGES wird vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) ko-finanziert, der sich mittlerweile zu einer Unterstützung des Projektes bereiterklärt hat (vgl. »Hoffnung für Jeckes-Museum«, taz-online 27.10.2020). Dennoch fehlen weitere finanzielle Mittel, die die Universität Haifa nicht allein aufbringen kann. Alle am Fortbestand des Museums interessierten Personen und Kreise in Israel und Deutschland hoffen hierbei auf die Unterstützung durch deutsche Stiftungen, die deutsch-israelische Parlamentariergruppe und nicht zuletzt durch die Bundesregierung selbst. Denn es geht um die Rettung des deutsch-jüdischen Kulturerbes in Israel, deren historischer Verantwortung wir uns stellen müssen!

Ines Sonder

Kontakt:
Prof. Dr. Stefan Ihrig (HCGES)
sihcges@univ.haifa.ac.il

Migrationsgeschichte Israel

Hoffnung für Jeckes-Museum

Eine Sammlung über deutsch-jüdische Einwanderer in Israel soll zur Universität Haifa kommen. Der bisherige Finanzier hatte sich zurückgezogen.

Ein Ausstellungsraum des geschlossenen Jeckes-Museums im Jahr 2017 zeigt historische Werbeposter Foto: Stefanie Järkel/dpa

Es gibt Hoffnung für das Museum deutschsprachiger Juden in Israel [https://taz.de/!/Historische-Verantwortung/!5713703/], das das Erbe dieser in Israel Jeckes genannten Gründergeneration des Landes repräsentiert: Die aufgrund fehlender finanzieller Mittel geschlossene Institution soll eine neue Heimat in Haifa finden. Die dortige Universität hat sich zur Aufnahme der Sammlung und des umfangreichen Archivs bereitgefunden. Die Sammlung soll im Hecht-Museum untergebracht werden, das bisher archäologische Funde und eine Kunstausstellung beherbergt, sagte Stefan Ihrig vom Haifa Center for German and European Studies der taz. Das Archiv soll Forschern frei zur Verfügung stehen.

Das Jeckes-Museum in Tefen im Norden Israels war im Sommer geschlossen worden, nach dem der bisherige Finanzier, die wohlhabende Familie Wertheimer, die Finanzierung beendet hatte [https://taz.de/!/Historische-

Verantwortung/!5713703/]. Sammlung und Archiv erinnern an die etwa 80.000 vor den Nazis geflüchteten deutschsprachigen Juden [https://taz.de/!/Pogromgedenken-in-Israel/!5637096/], die ab 1933 nach Palästina einwanderten.

Anzeige

Sie bilden den Kern der sogenannten 5. Alijah (Einwanderungswelle) und hatten eine nachhaltige Modernisierung des Landes zur Folge. Ihrig hat eine Konzeption zur Zukunft der Sammlung erarbeitet, nach der das universitätseigene Hecht-Museum erweitert werden soll, um die Museumsbestände dort unterzubringen. Das Archiv soll demnach unter einen gemeinsamen Schirm des vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) finanzierten Haifa Centers for German and European Studies und der Universität kommen.

Noch werden Mittel gesucht

Allerdings ist der Plan von einer Finanzierung durch Mittel aus Deutschland abhängig, da sich die Uni Haifa nicht dazu in der Lage sieht. Der vom Auswärtigen Amt finanzierte DAAD hat sich nach Angaben des emeritierten Soziologen und Beiratsmitglieds des Zentrums in Haifa, Hans-Georg Soeffner, zu Unterstützung bereit erklärt. Das Museum ist nach seinen Worten „mit ziemlicher Sicherheit“ gerettet.

Allerdings werden derzeit dringend weitere Mittel gesucht, unter anderem bei deutschen Bundesländern. Auch Ihrig verweist darauf, dass die Finanzierung noch nicht gesichert ist.

Der bisherige Träger des Museums, die Vereinigung der Israelis mitteleuropäischer Herkunft mit Sitz in Tel Aviv, begrüßt die Entwicklung als eine „in jeder Hinsicht geeignete Lösung“, wie es in einer Erklärung des Vereins heißt.